

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 148.

Donnerstag, 11. Juni.

1931.

„An alle!“ / 20 000 Mark Belohnung!

Die Geschichte eines Plakates und seiner Folgen.

Von E. Tschanner.

(17. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Eines hatte ihm seine neue Tätigkeit jedenfalls eingebracht, die Erkenntnis, daß der Beruf eines Handlungsreisenden noch immer nicht zu den schwierigsten und kostspieligsten gehörte, wie er manchmal annehmen geneigt war.

Nun, da er saß, überkam ihn jäh die Müdigkeit. Er spürte sie durch Kopf und Glieder kriechen und hätte am liebsten die Beine hochgezogen und sich auf der Bank ausgestreckt.

Sehnsucht nach der Ruhe und Abgeschlossenheit seiner Behausung wurde in ihm wach und vermochte nicht einmal mehr durch die unglückselige Lampenschirmbede getrübt zu werden.

In diese Wiedersehensfreude fuhr plötzlich eine Stimme, die einem kleinen, braunen Holzkasten hinter ihm entsprang:

„Achtung! Achtung! Meine Damen und Herren! Hier ist die Sendestation des Lunaparkes! Die Kriminalpolizei bittet uns soeben, Ihnen folgendes mitzuteilen: Im Hotel „Splendid“ ist heute abend abermals ein dreister Juwelendiebstahl verübt worden. Der Tat verdächtig ist ein junger Mann, der —“

Mehr hörte Siegfried nicht mehr. Das konnte man ja alles am Tatort erfahren. Müdigkeit und Enttäuschung waren vergessen. So schnell ihn seine Füße zu tragen vermochten, rannte er dem Ausgang zu.

Zehntes Kapitel.

„Es ist gut, ich danke Ihnen“, nickte Ilse, als hätte sie dieser plötzliche Brief nicht im mindesten überrascht, sondern programmäßig eine getroffene Vereinbarung erfüllt. Aber kaum hatte sich der Kellner abgewandt, flog der rote Hampelmann mit so jähem Ruck beiseite, daß sein lächerlicher Oberkörper auf die hilflos verknöteten Beine vornüber sackte, seine Finger in das Eisparfait plantschten und, herausbaumelnd, eine Miniaturschlagsahnengebirge auf dem Tischtuch richteten.

Ilse wog den Umschlag eine Sekunde in der Hand, als hätte keine fühlbare Stärke über die Schwere seines Inhaltes Aufschluß zu geben vermocht. Er trug keine Anschrift und keine Initialen, war dünn und flach. Unwillkürlich glitt ihr erstauntes Ausblicken zum Gast von Nummer 84 hinüber. Er beugte sich über einige Photographien, die ihm seine Begleiterin zureichte und zu erklären schien. Ohne auch nur das leiseste Interesse für die Vorgänge am Nebentisch zu bekunden.

Das konnte gut gespieltes und berechnetes Theater sein. Und doch verwarf Ilse im gleichen Augenblick die Vermutung, die ihn mit dem Absender des Briefes in Beziehung brachte. Es war in einem erstangigen Hotel kaum Sitte, daß Herren in weiblicher Begleitung fremden Damen, die hinwiederum in Herrengeellschaft waren, Billets zuschickten und es hätte sich wohl auch kaum ein Kellner bereitgefunden, unadressierte Kuverts von Tisch zu Tisch zu übermitteln.

Sie riß die Umhüllung auf. Entnahm ihr ein

blaufariertes Notizbuchblatt — mit den harten, kantigen Schriftzügen ihres Vorgesetzten.

„Was ist denn?“, fragte Vollmer, auf den Briefumschlag deutend.

„Ich weiß nicht.“ Ilse zerstückelte das Notizbuchblatt in unkenntliche Fetzen. „Kurze Order, so schnell und so unauffällig wie möglich in Zimmer Nr. 92, zweite Etage, zu erscheinen. Wollen Sie mit mir bis in die Halle kommen? Es ist mir lieber und sicher auch auftragsgetreuer. Komische Welt, der Beruf, dem man nachrügt, er vermännliche uns Frauen, zwingt uns manchmal viel damenhafter zu sein, als es unserem wahren Naturell entspricht.“

Denn am liebsten hätte die junge Kriminalistin jetzt das hinderliche Chiffongesclatter hochgerafft und wäre mit langen Sähen durch Saal und Gänge galoppiert, so wie sie zu Hause die Treppen hinaufstürmte, wenn eine wichtige Nachricht harzte oder Erika depeeschengeschwind die neueste Sensation erfahren sollte. „Luft gerade, als wenn du in zehn Minuten dein Gedächtnis verlieren würdest“, pflegte dann die Jüngere kopfschüttelnd zu sagen. Aber sie sagte es wohl nur, um ihre eigene Neugier hinter der tadelnden Ermahnung zu verbergen.

Was mochte vorgefallen sein, das ihr sofortiges Kommen veranlaßte?

Bestimmt nichts Erfreuliches, konstatierte sie, als sie im zweiten Stockwerk den Lift verließ und Direktor Trebbin begegnete.

Trebbin war der lebende Beweis dafür. Seine immer korrekte Krawatte war zur Seite gerutscht, seine Frisur in Unordnung geraten. Sie hatten es, ohne die endgültige Entscheidung ihres Besitzers abzuwarten, ostentativ aufgegeben, länger für ein Unternehmen zu bürgen, in dem sich so skandalöse Vorfälle ereignen konnten.

„Ah, Fräulein Schütz. Die vierte Tür links, bitte!“, rief er ihr flüchtig und verstört zu, sprang in den Lift und fuhr hinab.

„Eins — zwei — drei.“ Ilse zählte in der Aufregung die helladrierten Türen, an denen sie vorbeilief, trotzdem jede mit einem Nummerschild versehen war.

„Vier —“ Nummer 92. Sie trat ein.

Der Raum hätte sich normalerweise in nichts von dem landläufigen Typ eines eleganten Hotelzimmers unterschieden. Er hatte Mahagonimöbel, eine grüne seidene Daunendecke, getönte Tapeten und einen, Kessensstrauß auf dem Tisch — ungewöhnlich und kein nahe beängstigend war jedoch die Unordnung, die in ihm herrschte. Die Schubladen von Schreibtisch und Toilettentisch waren aufgerissen und ihr Inhalt teilweise auf dem Fußboden verstreut, aus geöffneten Kofferdeckeln quoll ein zermülltes Durcheinander und in der Luft lag ein so starker, süßlich-betäubender Geruch, als wenn jemand aus Unvorsicht eine Parfümflasche zerbrochen hätte. Inmitten dieses Wirrwarrs aber sah in Tränen aufgelöst, die Dame, mit der zu tanzen, nach Vollmers Ausspruch eine Strapaze war.

„Mein Gott, das ist — das ist ja die Dide von vorhin“, wollte Ilse erstaunt ausrufen, besann sich indes, daß zumindest das Subjekt des Satzes unschädlich und despektierlich sei. „Sollte das etwa die gesuchte und ertappte Hochstaplerin sein?“ Ihre Vermutung bezüglich des gefärbten Haares hätte sich dann zweifellos bestätigt, nur die zwanzig Pfund, die sie im Geiste von der Figur der Verbrecherin fortretouchiert hatte, mußte sie doppelt und dreifach wieder zulegen. Und noch eins. Sie mußte in den drei Jahren unglaublich gealtert sein, diese Anna Wornowsti.

„n Abend, Fräulein Schütz, n Augenblick noch“, begrüßte sie der Kriminalrat, der mit einem Mädchen in seiner Batisthürze und zierlicher Stirnhülse verhandelte, „ich bin hier sofort fertig. Ihre Personalbeschreibung geht ja im großen ganzen mit der des Serviertellers konform.“

„Genau so war's“, beteuerte das Stubenmädchen und wickelte den Schürzenzipfel um den Daumen, „genau so war's. Ich wurde nach Nummer 87 geklingelt, um Fräulein Herber beim Umkleiden zu helfen. Und wie ich gerade hier vorbeikam, schloß der Herr Nummer 92 auf und ging hinein. Ich konnte nicht wissen, daß in Nummer 92 eine Dame wohnt, denn die Nummer gehört nicht mehr in mein Ressort. Ich habe halt gemeint —“

„Das erzählten Sie ja bereits“, unterbrach sie der Kriminalrat. „Ich danke Ihnen also bis auf weiteres.“

Das Stubenmädchen Luzie brannte darauf, zu erfahren, welche Rolle die junge Dame im Silbercape in dieser geheimnisvollen Affäre spielte, was sie wohl beichten würde und was sich denn überhaupt ereignet hatte.

Sie drehte sich unschlüssig auf dem Absatz, warf einen Feldherrnblick in die Runde und begann plötzlich sehr umständlich am Waschtisch zu hantieren, trotzdem doch „Zimmer Nummer 92 nicht mehr in ihr Ressort gehörte“.

Kendler lachte. „Ihr Eifer ist sehr lobenswert. Ich muß Sie jedoch bitten, ihn einstweilen zu unterdrücken.“ Dabei wies er mit lebenswürdiger, aber nicht mißzu deutender Geste nach der Richtung, in der man Zimmer Nummer 92 einzig und allein verlassen konnte.

Da wurde das Stubenmädchen Luzie knallrot, so rot wie der Nelkenstrauch auf dem Tisch, knihte vorlegen und zog die Tür hinter sich zu.

„Können Sie sich entsinnen“, wandte sich der Kriminalrat an seine Assistentin, „übrigens Fräulein Schütz — Frau Meseritz —, können Sie sich zufällig entsinnen, diese Dame unten im „gelben Saal“ gesehen zu haben?“

Frau Meseritz hob — wohl um der Beamtin die Mühe des Rekonoszierens zu erleichtern — ihr tränen-geschwollenes Gesicht, auf dem die Schminken wie die Farben einer ins Wasser gefallen Palette ineinander schwammen.

Diese Bewegung hatte etwas von fast rührender Naivität. Denn selbst wenn Ilse nicht sofort die übertrieben lebhaft gemusterte Broschätze wieder erkannt hätte, sicherte das fünfzigpfündige Übergewicht Frau Meseritz die Gewähr, daß man sich ihrer erinnerte.

Umstände, die Ilse auch bewogen, die Frage des Kriminalrates nicht mit einem kurzen, sachlichen „Ja“, sondern einem selbstverständlichen „Natürlich“ zu beantworten.

Dieses „Natürlich“ war für Frau Meseritz das Signal, sich wieder unangefochten ihrem Schmerz überlassen zu dürfen. Sie bohrte unbarmherzig Löcher in ihr aprikosenfarbnes Epigentäschentuch und schluchzte in der grenzenlosen Betrübnis, in der sonst nur Kinder zu schluchzen vermögen. Und dieses Schluchzen mußte aus Herzensgrund kommen; es wäre anders kaum imstande gewesen, die massige Körperlichkeit von Frau Meseritz so in den Grundfesten zu erschüttern. Ab und zu stopfte sie das aprikosenfarbene Tüchlein zwischen die Lippen, tupfte die Augen aus — was jeweils einen schwarzen Fleck hinterließ — und breitete es dann,

vermutlich um alle Martern an dem kleinen, unschuldigen Spitzending wieder gutzumachen, auf dem Knie aus, um es zärtlich begütigend zu streicheln.

„Wissen Sie, um welche Zeit das war?“, fragte der Kriminalrat.

„Ja“, erwiderte Ilse, „ungefähr eine Viertelstunde, nachdem ich mit Herrn Dieke und Herrn Bollmer das Direktionsbüro verlassen hatte.“

„Also zwischen halb und dreiviertel elf“, nickte Kendler. „Pardon, gnädige Frau, geben Sie nicht an, um diese Zeit schon im Wintergarten gewesen zu sein?“

„Dann habe ich mich vielleicht getäuscht“, stammelte Frau Meseritz. „Das Fräulein kann recht haben. Es war wohl so ungefähr dreiviertel elf, als Claude“ — sie errötete, wie auf schlimmer Tat ertappt — „als Graf Fleuron —“

„Namen können wir getrost beiseite lassen“, warf Kendler ein, „sie dürften meines Erachtens sowieso gefälscht sein.“

„Als der Graf“ — Frau Meseritz klammerte sich aller trüben Erfahrung zum Trost an die Illusion dieses Wortes, was in Ilse den Verdacht aufsteigen ließ, es sei ihr für alle Fälle ein Trost, nicht von einem gewöhnlichen Sterblichen, sondern von einem gekrönten Blaublut bestohlen worden zu sein — „als der Graf mich bat, mit ihm in den Wintergarten zu kommen, da im Saale so drückend viele Menschen wären —“

„Aber so voll war es doch gar nicht!“, wunderte sich Ilse.

„Und weil er lieber mit mir, mit mir ungestört — Ich darf gar nicht daran denken“, schluchzte Frau Meseritz. „Und weil es dann im Wintergarten zog, erbot er sich, mir meinen Schal zu holen, den ich hier auf dem Stuhl liegen gelassen hatte.“

„Nehmen Sie es mir nicht übel, gnädige Frau, aber es war ein sträflicher Leichtsin, einem Herrn, den Sie eben erst kennen gelernt hatten, Ihren Zimmerschlüssel anzuvertrauen. Sie wußten doch, daß Sie sehr wertvollen Schmuck in Ihrem Toiletentisch bewahrten.“

„Wie habe ich denn an so was denken können?“, verteidigte sich Frau Meseritz. „Ich fand das sehr aufmerksam von ihm. So ein netter Mensch mit so erstklassigen Manieren! Wie konnte ich denn daran denken, daß er — daß er nicht mehr zurückkommen würde.“

Sie hub wieder in dem Wirrwarr zu fassen an und flennete leise murrend vor sich: „Die teure Perlenkette, die vielen Ringe, das ganze Geld“. Vielleicht trauerte Frau Meseritz auch über die grausame Enttäuschung, die ihr der vermeintliche Graf bereitet hatte, aber sie fügte es nicht hinzu.

„Die Dame ist von ihrem Tanzpartner bestohlen worden“, sagte Kendler zu Ilse Schütz. „Haben Sie einen Herrn in ihrer Begleitung gesehen?“

„Bollmer und ich haben ihn für einen Eintänzer gehalten“, entgegnete Ilse, wofür Frau Meseritz sie böse anblickte.

„Können Sie ihn beschreiben?“

„Er war ungefähr so groß wie ich, schlank, hatte dunkelbraunes, ich glaube, seitlich geschneiteltes Haar, eine sehr blass Gesichtsfarbe, war ganz hübsch —“

„Hübsch war er, sehr hübsch“, wiederholte Frau Meseritz und weinte stärker.

„Er trug ein Monokel. Wirkte beinahe etwas feminin.“ Ilse brach jääh ab. Beim Aussprechen des letzten Wortes schoß ein Gedanke durch ihren Kopf, dessen Absurdität sie einstweilen selbst erschreckte.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensschule.

Verliere nicht den Mut in bösen Tagen,
Aufs neue mußt du kämpfen, mußt du wagen;
Und tußt du es mit Eifer und mit Ernst,
So wird dir's klar, daß du aus Niederlagen
Aufs neue Kraft und Mut davongetragen —
Das Leben will, daß du am Leben lernst!

Richard ZOOZmann.

Briefe an seine Mutter.

Der Wirklichkeit nach erzählt von Harry Watkins.

Der Besuch war neugierig. „Sehr interessant“, meinte er, „was Sie mir da in Ihrem Gefängnis alles gezeigt haben. Aber offen gesagt: ich stelle mir die Sache etwas ... hm ... aufregender, spannender für uns Außenstehende vor. Etwas Sensationelles habe ich eigentlich nicht gesehen. Selbst am Todeshaus mit seinem Elektrischen Stuhl fand ich nichts Schauerliches. Dabei verlangen die Leser der „Eastern Tribune“ etwas ganz Spannendes. Könnten Sie mir nicht aus Ihrer Erfahrung irgend eine sensationelle Geschichte erzählen? Je gruseliger, umso besser!“

Der Gefängnisdirektor sah nicht auf. Er wollte sich nicht unnötig über diesen Menschen dort ärgern. Seit einer Stunde befehlte ihn der Mann — gestützt auf die Empfehlung eines Politikers — und ließ sich nicht einmal jetzt abschütteln, da er im Dienstzimmer saß und zusah, wie er — der Direktor — seine Post durchslog.

„Etwas Sensationelles! Was nennen Sie sensationell? Einen verwegenen Ausbruch? Kommt bei uns dank vieler Vorsichtsmaßregeln gar nicht mehr vor. Ausgesprochene Ungeheuer in Menschengestalt haben wir ebenfalls noch nicht gehabt, und eine harmlose, alltägliche kleine Vorgeschichte genügt Ihnen sicher nicht. Ich kann Ihnen wirklich nicht dienen.“

Der andere ging noch immer nicht: „Na, irgend ein seltsames Schicksal wird doch wohl einer Ihrer Gefangenen gehabt haben. So etwas ...“

Der Direktor achtete nicht mehr auf ihn. Er las plötzlich einen Brief mit Spannung, sah auf und unterbrach den anderen: „Der Brief hier erinnert mich doch an etwas, das Sie vielleicht sensationell nennen. Mary Watkins ist gestorben. Der Name sagt Ihnen nichts? Wie? Na, dann will ich Ihnen die Geschichte erzählen, und ich hoffe, sie ist nach Ihrem Geschmack.“

Mit John Watkins fing die Sache an. Der war Marys Sohn, und den brachten sie eines Tages aus dem Countygefängnis zu uns herüber. Was er angestellt hatte, spielt hier keine Rolle. Auf jeden Fall war er zum Tode verurteilt worden, und wir sollten das Urteil vollstrecken.

Todeskandidaten haben wir nicht alle Tage. Deshalb suchte ich John Watkins in seiner Zelle auf. Ich wollte wissen, ob er noch irgend einen erfüllbaren Wunsch hatte. Er war niedergeschlagen. Aber nicht so, wie es Verbrecher sonst sind, wenn sie in ein paar Tagen zum Elektrischen Stuhl müssen.

„Wollen Sie noch Besuch empfangen?“ fragte ich ihn. Er antwortete nicht und ließ mir den Kopf in die Hände fallen. „Haben Sie keine Angehörigen?“ wollte ich wissen.

„Doch“, sagte er. „Meine Mutter! Aber sie darf mich hier nicht mehr sehen! Ich will nicht, daß sie kommt.“ Er packte meinen Arm. „Sie weiß nichts davon, daß ich sterben muß. Sie ist krank geworden vor Aufregung, bevor das Urteil fiel. Leb, mein Bruder hat ihr gesagt, ich sei zu zwanzig Jahren verurteilt worden. Sie ist 72 und würde sterben, erfähre sie die Wahrheit. Begreifen Sie, daß ich sie nicht mehr sehen darf?“

„Ja“, sagte ich. „Aber wird es denn möglich sein, auf die Dauer diese fromme Lüge aufrecht zu erhalten? Wird sie nicht ab und zu einen Brief aus dem Gefängnis erwarten?“

Er starrte mich an: „Einen Brief! Daran dachte ich nicht. Sicher wird sie erwarten, daß ich ihr, wie bisher, jeden Monat einmal schreibe!“ Qual sprach aus seinem ratlosen Blick.

Doch plötzlich wich die Starrheit. Er erschien wie erlöst: „Doch. Ich weiß, wie ich es machen kann, daß sie die Rottüge glaubt und denkt, ich lebe noch. Zwanzig Jahre, hat Tod der Mutter gesagt, müßte ich im Gefängnis bleiben. Das sind 240 Briefe, die sie von mir erhalten müßte, wenn sie wirklich noch so lange lebt. Ich schreibe die Briefe, und Sie schicken ihr jeden Monat einen. Sie erfüllen doch meine letzte Bitte!“

Ich wußte zuerst nicht, was ich antworten sollte. Unser-einer ist vielleicht abgestumpft durch den täglichen Verkehr mit Verbrechern. Wir sind ja gezwungen, von ihnen Schlechtes vor-auszusehen, und einen Todeskandidaten wie John Watkins hatten wir noch nie gehabt. Er schien mein Schweigen falsch zu deuten. „Warum wollen Sie nicht?“ fragte er ängstlich. Ich sagte: „Von Nicht-wollen ist nicht die Rede. Doch wird Ihre Mutter nicht stügen über die Einformigkeit Ihrer Briefe? Und glauben Sie, in den acht Tagen, die Sie noch zu leben haben, die Riesearbeit bewältigen zu können?“

„Arbeit!“ lachte er fast. „Das ist doch keine Arbeit. Geben Sie mir Papier und Feder und Ihr Wort. Dann schaffe ich es. Und ich habe meiner Mutter noch soviel zu sagen, daß 240 Briefe nicht genügen.“

Er sagte nicht zuviel. Denn ein paar Stunden, bevor sie ihn aus der Todeszelle holten, um ihn auf den Stuhl zu schnallen, ließ er mich zu sich bitten und gab mir die Briefe. Er war nicht niedergeschlagen, wie es die anderen alle sind, wenn der letzte Gang bevorsteht, und er ließ sich widerstandslos zum Tode führen.

Seitdem ging jeden Monat ein Brief des Toten an die Mutter. Ein paar Tage später kam immer ein anderer. „John

Watkins“ stand darauf mit zitteriger Greifenschrift, und ich riß den Brief in tausend Fegen.

Einmal traf auch einer für mich ein. Von derselben Hand geschrieben. Darin dankte mir Mary Watkins dafür, daß ihr Junge in der Anstalt so gut behandelt wurde. Er hätte es ihr selbst geschrieben und sei voll des Lobes.

Das Lob eines Toten!

Sieben Jahre lang habe ich die Briefe an Mary Watkins geschickt. Und nun schreibt mir Tod, daß sie gestorben ist. Ihr letzter Gedanke hat ihm, dem Schmerzenskind, gegolten; noch kurz vor ihrem Tode sagte sie Tod, was er in 13 Jahren tun müßte, um dem Bruder den Weg in die Welt zurück zu ebnet.

Damit ist die Geschichte von John Watkins zu Ende, und ich hoffe, sie ist das, was Sie suchen.“

Der andere rüttelte ein wenig verlegen auf seinem Stuhl: „So eigentlich nicht, aber sie könnte es werden, wenn wir den einen oder anderen der noch vorhandenen Briefe veröffentlichen. Was wollten Sie sonst damit anfangen?“

Der Direktor drückte auf einen Knopf. Ein Beamter kam aus dem Nebenzimmer. Die Schlüssel klinkten im Schloß des großen Geldschrankes, und der Direktor drückte dem Beamten einen Stapel verschlossener Briefe in den Arm: „Verbrennen Sie sofort alles in der Heizung! Kein Mensch hat das Recht zu erfahren, was John Watkins seiner Mutter schrieb.“

Unterm Sternenhimmel des Orients.

Von Hugo von Koller.

Eine sternklare Sommernacht unter dem tiefblauen Himmel des Orients hat etwas ungemein reizvolles. Man sieht die Sterne viel zahlreicher, als im Norden, und in dem durchsichtigen Äther des Südens leuchten sie intensiver. In den weiten Steppen der Dobrudscha herrschte nachts eine feierliche Ruhe, und ich habe des öfteren eine Nacht unter freiem Himmel in der großen Stille der grünen Steppe zugebracht. Wenn auch nicht ohne kleine Störungen, die aber in jenen Zeiten da unten die Romantik nur noch erhöhten.

Ich war noch bulgarischer Kavallerie-Offizier, mein Regiment stand in Schumla. Als Besitzer eines großen Steppengutes in der Dobrudscha, auf das ich später ganz übersiedelte, fuhr ich von Zeit zu Zeit aus der Garnison dorthin, um nach dem Rechten zu sehen. Die Entfernung betrug rund 120 Kilometer. Eisenbahn gab es hier noch nicht; ich mußte den Weg mit meinen Pferden zurücklegen. Es war natürlich unmöglich, dies ohne Unterbrechung zu tun. Die Pferde brauchten mehrere Ruhe- und Futterpausen. Mein ständiger Begleiter auf solchen Fahrten war, wie überall, mein treuer Hund „Bijou“, ein mächtiges Tier, außerordentlich scharf und ein vorzüglicher Wächter. Ich konnte mich darauf verlassen, daß er keine ungebeten Gäste an mich heranließ, wenn ich schlief.

Es war an einem warmen Späthimmertag, als ich nach kurzem Besuch auf meinem Gut gegen Abend die Heimfahrt nach Schumla antrat. In schönster Farbenpracht verfaul die Sonne, und fast ohne Übergang brach schnell die Nacht herein. Zahlreich und immer zahlreicher blühten die funkelnden Sterne am Himmelsgewölbe auf. Rechts und links vom Wege kahle baumlose Steppe. Nur hier und da ein verlorener Dornbusch.

Gegen 10 Uhr beschloß ich zu rasten. Nach vierstündiger scharfer Fahrt waren die Pferde hungrig und ruhebedürftig. Ich hatte mich auf das Übernachten im Freien eingerichtet. Für die Pferde waren die Futterbeutel gefüllt. Ein Fäßchen mit Wasser und Tränkeimer, sowie lange Stride zum Anstoden der Pferde auf der grünen Weide hatte mein Diener Niko, ein braver bulgarischer Landmannssohn, im Wagen verstaут. Reichlich Abendbrot für Niko und mich war eingepackt, so daß wir keinen Mangel zu befürchten hatten.

Wir bogen vom Wege ab, fuhren einige hundert Meter in die Steppe hinein und machten Halt. Die Pferde wurden ausgespannt, abgeschirrt und bekamen ihren Hafer. Neben dem Wagen schlug ich mein Nachtlager auf. Bei den Pferden lampierte Niko. Nachdem wir unser Abendbrot verzehrt hatten, die Pferde getränkt und angefloßt waren, „ging ich zu Bett“, d. h. ich entlegte mich aller entbehrlichen Kleidungsstücke und streckte mich auf einer Pferdedecke aus. Neben mir lag meine schußfertige Büchse und mein geladener Revolver. Lange noch blühte ich mit offenen Augen in den jetzt sternüberfüllten Nachthimmel. Es war eine so wunderbare stille Nacht. Ein Nachtvogel flattert lautlos über uns hinweg. In der Ferne ein Wachtelschlag. Das klang so lieblich. „Ihr sollt mir noch manch Jagdvergnügen bereiten, wenn ich erst ganz hier wohnen werde“, dachte ich. Und über weiterem Ausspinnen künftiger Waidmannsfreuden schlummerte ich ein.

Wie lange ich schon geschlafen, wußte ich nicht, als mich ein grimmiges Knurren des Hundes weckte. Der Versuch, ihn zu

beruhigen, blieb erfolglos; er knurrte immer drohender. Das hatte doch etwas zu bedeuten. Ich erhob mich, nahm den Revolver in die Hand und lauschte. Bijou ging langsam vor. „Es kommt jemand“, räumte Nito, der auch aufgestanden war, mir zu. Ich hörte leise Schritte. Der Hund schlich vorsichtig, als ob er ein Stück Wild witterte, vorwärts. Ich folgte ihm mit entschertem Revolver. Da ertönte plötzlich eine Frauenstimme: „Aman, Effendim“ (Erbarmen, mein Herr). „Halt!“ schrie ich auf türkisch, „wer ist da?“ — „Effendim“, rief die Frauenstimme zurück, „eine Arme“. Was? Hier in der Steppe um diese Stunde? Da stimmte etwas nicht. Nito stand mit geladenem Karabiner neben mir. Noch einige Schritte weiter, und ich erkannte vor uns eine junge Zigeunerin in einem langen schwarzen Gewand. Sie lächelte mich an und fragte, ob sie hier bei uns übernachten dürfe. Ah! dachte ich, eine von jenen Zigeunerinnen, die nachts die Gegenden durchstreifen und nichts Gutes im Schilde führen. Oft waren diese Weiber Spioninnen von Räuberbanden, die ihnen folgten. „Nacht“, daß du weiterkommst“, herrschte ich sie an. „Effendim, ich fürchte mich, weiter zu gehen“. — „Hast du dich bis hierher nicht gefürchtet, so wirst du dich auch weiter nicht fürchten. Vorwärts!“ — „Dann gib mir wenigstens einen Balkisch“, sagte das junge Weib frech. Ich ärgerte mich über diese Unverschämtheit und drohte, den Hund auf sie loszulassen. Vor Hund und Zigeunerin große Angst. Nito legte sich ins Mittel, faßte die Zigeunerin am Arm und schob sie fort. Von weitem hörten wir noch einige Flüche auf uns niederdonnern, dann trat Ruhe ein. Bald lagen wir wieder im tiefen Schlaf.

Plötzlich fuhr Bijou abermals bellend auf. Auch die Pferde ließen jetzt ein unruhiges Schnaufen hören. Das bedeutete etwas ernsthafteres. Ich ahnte sogleich, was los war. Wölfe! Diese Bestien hatten uns in der Steppe gewittert und wollten wohl versuchen, sich eine gute Mahlzeit zu holen. Mein erstes war, Nito anzurufen, daß er Bijou an den Riemen legte, denn der stets rauschende Hund wäre rettungslos verloren gewesen, wenn er die Wölfe angenommen hätte.

Die Nacht war so wundervoll sternklar, die schmale Sichel des abnehmenden Mondes stand bereits am Himmel; der Morgen konnte nicht mehr fern sein. Mit der Büchse in der Hand ging ich um den Wagen herum und legte mich neben die Pferde ins Gras, um die Wölfe abzuwehren, wenn sie die Pferde annehmen sollten. Das Büchsenlicht aber war zu schwach, um auch nur auf einige Meter mit einiger Aussicht auf Treffsicherheit eine Kugel fahren lassen zu können. Die Wölfe aber hatten wohl Anheil gewittert, sie kamen nicht heran. Abgesehen konnte es sich ja nur um einzelne Stücke dieses Raubwildes handeln, denn im Spätsommer jagen sie nicht in Rudeln auf Raub aus. Schon wollte ich mich wieder zur Ruhe begeben, da knurrte Bijou von neuem. Ich blickte scharf in die von dem Hunde angezeigte Richtung und glaubte, in der Dämmerung etwas wahrzunehmen, was sich im Halbkreis um uns bewegte. Noch eine Weile beobachtete ich dieses etwas, dann wurde mir die Sache langweilig und ich zog den Schrotlauf der Büchse ab. Der Schuß dröhnte durch die Stille der Nacht und pflanzte sich ins Unendliche fort. Ein Tier heulte auf. Es war das mir schon bekannte Klagen eines Wolfs. Aber auf diese Entfernung konnte ich ihn mit einem Schrotschuß nicht schwer verlegt haben. Jedenfalls war er nun wohl flüchtig geworden. Ich legte mich nieder und schlief bald wieder ein.

Als ich einige Stunden später dann zum dritten Male in dieser Nacht aus dem Schlaf geweckt wurde, waren es weder zweibeinige noch vierbeinige Lebewesen, die mich störten, sondern die Strahlen der sich über dem östlichen Horizont erhebenden Sonne, die sich in goldiger Pracht über die grüne Steppe breiteten. Märchenhaft schön glitzerten um mich wie Myriaden von Diamanten die Taupfen der Nacht, die an allen Gräsern hingen. Ein herrlicher Morgen. Die Steppe erwachte.

Die entlarvten Sprichwörter.

Plauderei von Wilhelm Gremer.

„Man darf nicht aus jeder Mäde einen Elefanten machen!“ Ein ganz überflüssiger Rat. Zwar würde es allerlei unangenehme Folgen haben, wenn in einem märenreichen Jahr sich jemand hinsetzte und nun alle diese Tierchen wirklich in Elefanten verwandelte. Aber zum Glück scheint die ganze Geschichte so schwierig zu sein, daß es schon viel einfacher ist, eine Expedition nach Afrika oder Hinterindien auszurüsten und sich dort einen Elefanten zu fangen, wenn man unbedingt einen solchen braucht.

„Immer hübsch die Beine in die Hand nehmen!“ So predigt man Laufburschen und andern auf schnelle Fortbewegung bedachten jungen Menschen. Zum Glück richtet sich niemand nach einer so törichtem Anweisung. Nichts ist mit solchen Unbequemlichkeiten verbunden, als seine Beine in die Hand zu nehmen, und wenn man das Kunststück einigermaßen gelernt

hat, dann merkt man erst, daß man auf diese Weise überhaupt nicht von der Stelle kommt.

„Sehe niemand heimlich einen Floh ins Ohr!“ Man versuche einmal in einer Gesellschaft — sagen wir seiner Tischdame — heimlich einen Floh ins Ohr zu setzen, es wird bestimmt nicht gelingen. Denn ganz abgesehen davon, daß man ein solches Tier gerade dann, wenn man es braucht, nur in den seltensten Fällen zur Hand hat, wird es überall anders hinspringen, als eben in ihr Ohr. Wozu also diese Mahnung?

„Der Appetit kommt beim Essen.“ In Wirklichkeit verhält es sich natürlich umgekehrt. Man setzt sich mit dem größten Appetit zu Tisch, und je mehr man in sich hineinstopft, desto mehr verschwindet jede Sehnsucht nach weiterer Aufnahme von Nahrungsmitteln, bis man höflich aber bestimmt auch auf die schönsten Speisen verzichtet.

„Haare auf den Zähnen sind besser als Haare auf dem Kopf.“ Man frage den ersten Zahnarzt, ob ihm je in seiner Praxis ein Patient mit Haaren auf den Zähnen vorgekommen sei. Er wird das energisch verneinen. Aber es ist auch ein Glück, daß uns Menschen keine Haare auf den Zähnen wachsen — viel könnten wir wirklich damit nicht anfangen. Selbst die Damen würden sie kaum als eine besondere Zierde ansehen, und wenn wir Männer uns auch noch täglich die Zähne raucieren müßten, so würde das schwerlich eine große Annehmlichkeit sein.

„Hunde, die bellen, beißen nicht.“ Aber die unbedingte Richtigkeit dieses Sprichwortes ist schon viel gestritten worden, jedenfalls sollte man sich nicht zu sehr darauf verlassen. Vielleicht gibt es Hunde, die streng nach den Sprichwörtern leben und auch dieses unbedingt befolgen. Die meisten aber haben womöglich nie in ihrem Leben etwas von dieser Vorschrift gehört, ganz abgesehen von jenen Hunden, die sich überhaupt nicht um irgendwelche Sprichwörter bekümmern und nun grade erst recht beißen.

„Man soll die Kirche im Dorfe lassen.“ Von allen Gegenständen, die man in einem Dorfe antrifft, läßt sich grade die Kirche am schwersten von der Stelle bewegen. Mühlsteine und Strohdächer mögen gestohlen werden, aber daß jemand eine Dorfkirche mitgenommen hat, davon ist noch nie etwas gehört worden. Die Sprichwörter sollten sich wirklich andere Sorgen machen.

„Einem geschenkt Gaul sieht man nicht ins Maul.“ Es mag vorkommen, daß jemand ein altes Automobil, das mehr an Reparaturen, Steuern und Benzin kostet, als es wert ist, verschenkt. Aber niemand verschenkt Pferde. Sollte man aber doch einmal einen Gaul geschenkt bekommen, so kann man ihm trotz dem Sprichwort ruhig ins Maul schauen. Dem Tier wird das wahrscheinlich ziemlich gleichgültig sein, Pferde sind gar nicht so nervös und empfindlich.

„Man muß mit den Wölfen heulen.“ Offenbar geht dieses Sprichwort von der Ansicht aus, daß der Wolf großen Wert darauf legt, wenn man sich vor seinen Rastplatz stellt und ein wolfsähnliches Geheule ausstößt. Es ist möglich, daß man dem betreffenden Wolf dadurch ein wenig Abwechslung in sein sonst recht einförmiges Dasein bringt, aber was nützt einem das, wenn man dabei Gefahr läuft, wegen gemeingefährlichen Irrsinns eingesperrt zu werden.

„Aller Anfang ist schwer.“ Seit wann denn? Aller Anfang ist natürlich leicht, auf das Durchhalten kommt es an. Tausende von Menschen gibt es, die nach jeder verbummelten Nacht ein neues Leben anfangen wollen. Der Anfang macht ihnen dabei nicht die geringsten Schwierigkeiten, aber spätestens des abends um neun gehen sie wieder zum Bier.

„Wer keinen Kopf hat, braucht keinen Hut.“ Ein Sprichwort, das an und für sich einen richtigen Kern hat, aber im übrigen ebenso überflüssig ist wie der weiße Rat, niemals den Kopf zu verlieren. Leuten, die wirklich durch einen Unglücksfall oder eine Enthauptung ihren Kopf verloren haben, ist es völlig gleich, ob sie einen Hut haben oder nicht.

„Geduldige Schafe gehen viel in einen Stall.“ Man kann jedes Schaf nur dringend warnen, sich nach diesem Sprichwort zu richten. Je geduldiger sie sind, desto enger werden sie zusammengepfercht. Ungebuldige Schafe aber, die das Bescheidene verlangen und mit den größten Bemerkungen um sich werfen, werden bedient wie die Fürsten. Es ist überall so, auf der Eisenbahn, im Hotel, im Geschäft und in der Familie.

Scherz und Spott

Lächel tief blicken.

„Wie kommst Du denn zu dem Kraber auf der Bade-Maty?“ fragt die Großmama. „Ach, ich wollte mich nur von einem meiner Kollegen heute Abend verabschieden und hatte einen Bleistift hinter dem Ohr.“